Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 21 (1927)
Heft: 12

Artikel: Glauben und Arbeit
Autor: Ragaz, L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-135604

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist voll Ehrfurcht still;
Er betet an und er ermisst,
Dass Gottes Lieb unendlich ist."

Es ist darum schon auch ein Sinnbild der tiefsten Weihnachtswahrheit, wenn wir uns an diesem Tage etwas schenken; nur freilich, dass gerade darum das Geschenkte mehr ein Sinnbild, als eine grobe, rein materielle und darum sinnlose Wirklichkeit sein sollte, dass es erdenleicht wäre, damit der göttliche Sinn durchleuchten, dass es durchsichtig wäre, damit die Weihnachtssonne durchscheinen könnte. Aber das ist freilich das Schönste am Weihnachtsgeheimnis und vielleicht der letzte Grund der Weihnachtsfreude, dass uns das Gute geschenkt wird, als Wunder zu uns kommt, wie ja auch das Kind immer Geschenk und Wunder ist. Es kommt über uns, überwältigt uns — von der Sonne der Liebe Gottes her, die wir freilich in unsern dunklen Tiefen nicht sehen und nicht glauben könnten, ohne das Zeichen des Kreuzes, die aber auch von dorther geschenkt wird — als das Gute. Weihnachten ist ja die sonnige Ausstrahlung jener Kreuzesliebe, mit der Gott uns in Todesnächten aufsucht, um uns zu retten, selig und gut zu machen.

L. Ragaz.

Glauben und Arbeit.

Wir befinden uns in Bezug auf das Proletariat immer noch in einem Zeitalter der Entdeckung der Welt. Es ist immer noch unerforschtes Land. Irgend einer, ich weiss nicht, ob es Paul Göhre war oder ein anderer — hat vor Jahrzehnten den Ausspruch getan, wir wüssten über die Eskimo und die Sudanneger besser Bescheid, als über dieses Volk, Proletariat genannt, das neben uns in der gleichen Stadt wohne, vielleicht nur durch eine Strasse oder gar nur eine Hauswand von uns getrennt. (So ungefähr!) An Entdekkungsfahrten und Entdeckungsarbeiten, an Karten und Reisebeschreibungen hat es seither nicht gefehlt. Die eigentliche Entdekkung des Proletariates als solches in unserem Zeitalter (das letztere betone ich; denn das Proletariat musste und muss immer wieder neu entdeckt werden!) geschah zuerst durch den Sozialismus, besonders auch durch den Marxismus (wenn auch keineswegs zuerst und allein durch ihn), und zwar nun zunächst in sozialer und politischer, allgemein gesagt: soziologischer Hinsicht. Dadurch trat dieses neue Land aus dem Dunkel hervor in die Sicht der Welt. Diese Entdeckung reizte zu weiteren Vorstössen. Wie sahen denn dieses Land und dieses Volk im einzelnen aus? Was waren seine Gedanken, seine Sitten, sein Glaube und seine Arbeit? Es machten

sich Menschen auf, um eine Zeitlang in diesem Lande zu wohnen. Der Kandidat der Theologie Paul Göhre ging für drei Monate unter die Fabrikarbeiter und erzählte uns, was er in diesem Lande gesehen.[1]) Andere, lange vorher schon, gründeten in dem Lande selbst Siedelungen. Das ist ja der deutsche Name für das englische „Settlement", dessen Sinn und Zweck war, die Bewohner des andern, des bürgerlichen Volkes mit dem Proletariervolk zusammenzubringen und dieses jenem bekannt zu machen. Noch andere stellten sich gelegentlich ein und legten diesem Volke eine Reihe von Fragen vor, aus deren Beantwortung Licht auf sein Wesen und seinen Zustand fallen sollte. Dann tauchten in Form von Autobiographien oder gesammelten kürzeren Zeugnissen Dokumente auf, in denen das Leben und Sinnen der Menschen „in der Tiefe" [2]) unmittelbar und so, wie sie selbst es sahen und fühlten, zum Ausdruck kam. Es war eine reiche Fülle. Darin kam gleichsam jenes Volk zu uns.

Und doch ist es immer noch unerforscht, noch liegen in ihm Gipfel und Abgründe, Urwälder, Sümpfe und grünendes Zukunftsland, die kein Auge gesehen hat. Und darum zieht es Entdeckerseelen immer wieder mächtig an.

Eine solche Entdeckungsfahrt bedeuten, jedes auf seine Weise, auch zwei neue, sehr wichtige Bücher. Zwei Urelemente im Leben des Proletariates beleuchten sie, aber es handelt sich dabei um Urelemente des Menschenwesens überhaupt.

1. Der Glaube.

Ein Urelement des Lebens — wenn einer lieber sagt: das Urelement, so habe ich nichts dagegen — ist der Glaube. Wie steht es mit dem Glauben des Proletariates, dieser neu aufsteigenden, zu Sieg und Herrschaft berufenen Menschenschicht?

Diese Frage ist natürlich schon oft gestellt worden und hat

---

[1]) Paul Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter.

[2]) Vgl. Levenstein: Aus der Tiefe. Arbeiter-Philosophen und Dichter. Proletariers Jugendjahre.

Von ausführlichen autobiographischen Darstellungen aus dem Proletariat sind besonders bekannt geworden die durch Göhre herausgegebenen von Carl Fischer und Wenzel Holek, dazu die Jugendgeschichte der Frau Adelheid Popp.

Besonders aufmerksam machen möchte ich auf ein Dokument aus der allerneuesten Zeit. Im August/September-Heft von „Le Christianisme Social", der in St-Etienne (Loire) erscheint und von unserem Freund Elie Gounelle ausgezeichnet redigiert wird, ist unter dem Titel: „Une Explication du Peuple ouvrier" ein Bericht über das erschienen, was der Theologiestudent Arnold Brémond, der sich für neun Monate als Handlanger unter das Industrieproletariat, vor allem von Ivry, einer Vorstadt von Paris, begeben hatte, auf dieser „Reise" erfahren. Hochinteressant und erschütternd!

bald kürzere, bald längere, bald speziellere, bald umfassendere Beantwortung gefunden. Ende der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts hat Martin Rade mit seiner wertvollen Enquête über „die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter" Aufsehen erregt. Wir haben seinerzeit von der durch Pfarrer Günther Dehn in Berlin veranstalteten über die religiöse Haltung der Berliner Jugend berichtet.[1]) Das sind nur zwei Beispiele von vielen. Das Interesse, das an diesem Problem haftete, hat sich aber im Laufe der Jahre etwas gewandelt. Es ist aus einem sozusagen mehr akademischen viel mehr unmittelbar praktisch geworden. Denn inzwischen ist vieles geschehen. Einst handelte es sich sozusagen um ein fremdes Volk, das zu erforschen interessant war, jetzt ist dieses Volk schon viel mehr — wir selbst. Einst entbehrte das „religiöse Problem" der Leidenschaft, die es heute doch schon hat, wenn wir auch noch weit von der Leidenschaft entfernt sind, die es haben sollte und eines Tages haben wird. Vor allem aber: es gibt heute einen religiösen Sozialismus als Bewegung; es gibt sozusagen — man darf es freilich erst mit Vorbehalten aussprechen — eine proletarisch-religiöse Bewegung. Wie weit hat sie gewirkt? Besser vielleicht: Welche Aussichten hat sie? Wie ist jetzt die Lage?

Diese Lage und Stimmung verleiht dem Buche des Berliner Pfarrers Paul Piechowsky, das den Titel: „Proletarischer Glaube" trägt,[2]) eine Bedeutung neuer Art. Es stösst auf Spannung und Leidenschaft wie vielleicht doch kein früheres dieser Art. Schon das Titelblatt ist vielsagend. Eine lange Reihe von Strassen, aus gleichförmigen Mietskasernen zusammengesetzt, zieht sich, immer enger zusammenlaufend, gegen den Horizont hin. Dort bildet der Rauch aus Fabrikkaminen von rechts und links einen tiefschwarzen Bogen am Himmel. Ihm folgt ein etwas hellerer, der ganze Doppelbogen aber umschliesst einen rot aufstrahlenden Himmel, der seinen Glanz in die furchtbare, gefängnisartige Oede der Proletarierstadt wirft. Darunter aber steht: Proletarischer Glaube!

Welches ist dieser Glaube?

Pfarrer Piechowsky, der zum „Bunde religiöser Sozialisten" gehört, hat direkt und durch seine Freunde, besonders proletarische, an Tausende von Arbeitern, vor allem in Berlin, aber auch anderwärts, einen Fragebogen gerichtet, durch den sie aufgefordert wurden, ihre Stellung zu den Hauptthemen des religiösen und kirchlichen Lebens kund zu tun. Etwa fünfhundert Antworten sind ihm zugekommen, von Arbeitern aller Kategorien, sozialdemokratischen und kommunistischen zumeist, aber auch einigen andern. Diese

[1]) Günther Dehn: Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend.
[2]) Im Furche-Verlag, Berlin, erschienen.

Antworten weiteten sich oft zu ganzen Broschüren aus. Fast immer sind sie gründlich und immer ehrlich. Dazu kamen besonders noch vertrauliche Briefe.

Und welches ist das Ergebnis? Um es sofort herauszusagen: ein fast völliger Bankerott der Kirche und des offiziellen Christentums, aber auch aller positiven Religion überhaupt, in diesem sozialistischen Proletariat. Von Seite zu Seite, von Zeugnis zu Zeugnis verstärkt sich dieser Eindruck und wird zu einem tief bewegenden Erlebnis.

Es ist sehr schwer, aus dem tragischen Reichtum des Buches einzelne Stellen herauszugreifen. Darum sei nur auf einige Hauptzüge hingewiesen.

Auffallend ist die völlige Entleerung des „Gottesbegriffs". An Stelle Gottes ist meistens die Natur getreten, und da ist es nun merkwürdig, was diesen naturfernen Menschen die Natur bedeutet. Sie sehen in ihr, einige Ausnahmen abgerechnet, bloss das Grosse, Tröstende, Erlösende, aber nichts von ihrer Kehrseite, dem Irrationellen, dem Kampf, der Zerstörung in ihr, während sie es dem Menschenwesen gegenüber eher umgekehrt halten. Auch ein noch „gläubiger", d. h. kirchentreuer Arbeiter schreibt:

„Gott ist das Gute in jedem Gläubigen, und er ist überall, vor allem in der Natur."

Ein anderer sagt kurzweg:

„Gott ist die Natur. . . . Ich finde für die Religion vollen Ersatz[1]) in der Naturbetrachtung."

Wozu er dann fügt:

„in der Kunst und in den sozialistischen Bestrebungen."

Dieses Motiv geht fast einförmig durch alle Aeusserungen. Gelegentlich heisst es dann etwa auch:

„Gott ist das Unbegreifliche im All und in jeder Kreatur."

Typisch ist auch die Aeusserung:

„Einen persönlichen Gott lehne ich ab."

Dann die weitere:

„Ich kann mir Gott überhaupt nicht, als Geist aber nur in der schöpferischen, unerforschlichen und täglich neu sich gestaltenden Natur vorstellen."

„Einen persönlichen Gott gibt es nicht. Die Natur zerstört gleichsam mit der andern Hand, was sie mit der einen wunderbar aufbaut."

(Hier also auch ein Blick für diese Seite der Natur!)

„Als ich vor Jahren mit mir kämpfte: Kirche oder nicht, da war es die Natur, die mich rief. Sie ist für mich das, was Gott genannt wird."

Das Hauptmotiv der schroffen Ablehnung des „persönlichen" Gottes wird in einem der Zeugnisse selbst klassisch ausgesprochen:

„Weil die Kirche den kleinen menschlichen Gott gelehrt hat, geht sie an ihm zugrunde."

[1]) Die Sperrungen stehen alle im Original.

Wozu einen Kommentar und eine wichtige Ergänzung die Aeusserung bildet:

„Das Gottesproblem taucht immer wieder in seiner ganzen Wucht vor mir auf. Meine Frau und ich sprachen über Menschen, die in ihrer Arbeitskraft durch Krankheit vielleicht von halbjähriger Dauer gelähmt sind. Proletarierschicksale, wie wir sie heute zu hunderttausenden treffen. Familien, die durch Krankheit an den Bettelstab gekommen sind. Müssen diese Menschen nicht an dem alten Vatergott der Kirche verzweifeln, zumal ihre Mitmenschen sie glatt untergehen lassen (!)? Wo haben denn viele Proletarier ihren Gott verloren, oder besser gesagt: wie ist er ihnen erstorben? Doch nur im Lebenskampf, in dem der Arbeitnehmer mit seiner Arbeitskraft doch nur Ware ist."

Man sieht, welche Verheerung die voreilige und leichtfertige Art, vom „lieben Gott" und seiner Vorsehung zu reden, anrichtet. Dazu noch ein vielsagendes Wort ähnlicher Art:

„Geist, heisst es, regiert die Welt. Was regiert die Welt in Wirklichkeit? — Das Geld."

Und endlich:

„Das Proletarierviertel schrie es aus all seinen Häfen und Mietskasernen: Es gibt keinen Gott, oder er müsste ein Scheusal sein."

Oder:

„So lange ich wie eine Maschine an die Arbeit gebunden bin, um des bischen täglichen Daseins willen, so lange kann ich dem Leben keinen Sinn abgewinnen."

Anders ist die Stellung zu Christus. Hier ist vor allem bezeichnend die fast durchgehende Ablehnung alles dessen an ihm, was über das Menschliche hinausgeht. Als Mensch freilich findet er fast ebenso durchgehend höchste Achtung und Liebe. Ebenso durchgehend ist freilich — bezeichnender Weise! — der Zweifel an seiner geschichtlichen Existenz. Die Wendung: „Wenn er überhaupt gelebt hat", kehrt immer wieder.

„Er war ein guter und gerechter Mensch, aber niemals ein Sohn Gottes." „Seine Existenz ist unwahrscheinlich. Jedenfalls ist er kein Gott." „Christus kann uns nicht erlösen, wenn wir es nicht selber tun! Aber zur Selbsthilfe kann sein Beispiel aufrufen." „Sollte Christus gelebt haben, dann war er ein Mensch, der reine, wahre Menschenliebe hatte wie Pfarrer Bl." „Als Mensch verdient Christus die grösste Achtung." „Ich halte ihn, falls er gelebt hat, für den grössten Kommunisten, Ethiker und Pazifisten der damaligen Zeit." „Christus war in gewissem Sinne der Begründer des Sozialismus."

Daneben ist auch folgende Stimme interessant:

„Christus war ein Mensch, welcher ein gutes Ideal verfochten hat. Ich kann aber das Ideal Christi nicht empfehlen, weil wir auf diesem Wege [der Gewaltlosigkeit gegenüber den brutalen Gewaltmächten unserer Zeit] nicht weiterkommen. Jeder Versuch, die Menschenrechte auf friedlichem Wege zu verwirklichen, ist zwecklos."

Festzustellen ist noch, dass nie sich ein Wort des Hasses gegen Jesus findet. Vielleicht drückt dies Grundgefühl des Proletariates doch am besten das Wort eines „ergrauten Genossen" aus:

„Darum fühle ich mich so innig mit ihm vertraut und verwandt, dass ich ihn wie einen teuren und treuen Menschen, Bruder und Freund aufrichtig liebe und verehre."

Sehr ablehnend verhält man sich auch gegen das Gebet, aber nur gegen seine konventionelle Form.

„Das Gebet hat keinen inneren Wert. Es wird von den meisten nur so hingeplappert, weil es zur Sache gehört." „Tue recht und scheue niemand, dann erübrigt sich alles Beten." „Starke Menschen brauchen kein Gebet."

Ein Hauptmotiv dieser Ablehnung ist die Ablehnung des Glaubens an den persönlichen Gott und die Vorstellung von einem undurchbrechlichen Kausalzusammenhang aller Dinge. Ueble Gebetserfahrungen spielen keine Rolle.

Gelegentlich heisst es aber auch:

„Wenn ich etwas ganz Frohes oder Trauriges erlebt habe, etwas, das ich keinem Menschen erzählen kann, habe ich das Gefühl, als ob ich in die Kniee sinken müsse, und dann möchte alles hervorbrechen Ob das ein Beten ist?"

Abgelehnt wird durchwegs alles „Uebernatürliche", mit dem „persönlichen" Gott und der Gebetserhöhung, natürlich auch das Wunder. Ebenso das Leben über den Tod hinaus. Bezeichnend ist der Ausspruch eines relativ Gläubigen:

„Das Wesen der Reformation ist die Abschaffung des Uebernatürlichen."

Die Bibel wird sehr kritisch behandelt (sie ist „ein Legendenbuch"), findet aber meistens doch Gnade:

„Sie ist ein Dokument vieler Wahrheiten." „Sie ist das beste Lehrbuch der Menschheit." „Sie ist ein Lebensbuch von grosser Bedeutung." „Eine eingehende Kenntnis der Bibel habe ich nicht, obwohl ich jedesmal, wenn ich dran denke, dies bedauere. Die Bruchteile, die ich davon kenne, haben mir den Eindruck geweckt, dass es sich um ein tiefes und hohes Werk menschlicher Weisheit handle."

Daneben heisst es, um von groben Ablehnungen, die auch vorkommen, zu schweigen:

„Für die heutige Zeit müsste sie anders bearbeitet sein." „Leider ist sie im Interesse des kapitalistischen Machtstaates verballhornt." „Ueberhaupt müsste die Bibel als Erbauungsbuch in einem neuzeitlichen Deutsch geschrieben werden."

Das alles aber, so interessant und wichtig es ist, bildete doch nicht den Kern des Buches, nicht seine tiefste Spannung und Leidenschaft. Es stammt selbst aus einer andern Schicht geistiger Tatsachen und findet von dorther seine Erklärung. Denn man würde sich täuschen, wenn man die theoretische „Freigeisterei" des Proletariers für eine primäre Erscheinung hielte. Vielmehr muss man sich die Frage stellen, warum der festländische Arbeiter in die Freidenkerei getrieben worden ist, während dies beim angelsächsischen nicht der Fall ist.

Die Antwort, die das Buch gibt, ist von monumentaler Einfachheit: Durch die praktische Haltung der Kirche

und des offiziellen Christentums, die das Proletariat als Hohn auf Gott und Christus empfindet.

In den Aussagen dieser Proletarier über ihre Stellung zu Kirche und offiziellem Christentum liegt die eigentliche Bedeutung des Buches. Hier findet sich auch die stärkste Leidenschaft der Aussagen. Man müsste hier die Zitate häufen können.

Worin besteht denn der Abfall der Kirche und des offiziellen Christentums von Gott und Christus? Die Antwort, die diese Proletarier geben, ist wieder von monumentaler Einfachheit: Dieser Abfall besteht in ihrer Verbindung mit der Welt des Mammons und der Gewalt — mit dieser besonders in Form des Krieges.[1])

„Der grösste Teil der Kirchenbesucher ist auf dem halben Wege zu Gott",

sagt weiser als er selber verstehen kann, ein „kirchlicher" Arbeiter. Meistens tönt es aber viel schärfer.

„Ein Prediger der Tat müsste wohl oder übel die Bestrebungen der Sozialdemokratie unterstützen. Mit geringen Ausnahmen taten sie das Gegenteil und erniedrigten damit die Kirche zur feilen Dirne des Kapitalismus". „Die Kirche als Konkubine des Kapitalismus steht [den sozialistischen Bestrebungen] verständnislos gegenüber." „Ihre Macht gründet sich auf die Trägheit der Massen, die ihr zwar noch angehören, es aber nicht für nötig halten, sich um die kirchlichen Angelegenheiten zu kümmern." „Wären 1914 die Diener des Evangeliums ihrer Pflicht gegen Gott und Menschen nachgekommen — der Krieg genannte Massenmord hätte verhindert werden können." „Der Krieg ist revolutionierend für mein inneres Denken gewesen. Als mich 1915 ein katholischer Geistlicher befragte, musste ich ihm bereits sagen, dass mich das Kriegshandwerk nicht in Gottesnähe, sondern in Gottesferne gebracht habe. Ich verwechselte damals die von Menschen irrig ausgelegte mit der reinen, gottgegebenen Lehre. Ich kann auch niemals glauben, dass der Zwang, Menschen zu töten, Gottes Wille sein kann, und wenn alle Geistlichen, vom allgemeinen Blutrausch befallen, den Krieg als ein gottgewolltes Werk hinstellen." „Die heutige Kirche ist ein Sammelbecken bürgerlicher Behäbigkeit." „Ich halte die Kirche in ihrer heutigen Gestalt für eine vollkommen überflüssige Institution. Ich bin der festen Ueberzeugung, dass das öffentliche Leben sich ohne Kirche nicht anders abspielen würde, als es heute mit ihr der Fall ist." „Im Jahre 1903 ging ich zum Militär und diente bis 1906. Was ich in dieser Zeit erlebte, zerbrach mir den Glauben." „Hoffen wir und sorgen wir dafür, dass ein Geschlecht heranwächst, welches diesem Trugbilde [sc. der Kirche] den Todesstoss versetzt, damit wahre Religion werde." „Die sozialistische Weltanschauung bedingt den Austritt aus der Kirche." „Die christlichen Herren Hauswirte beim Wohnungswechsel fragen: Wieviele Kinder haben Sie? — Drei Kinder! — Nein, wir wollen Leute ohne Kinder. Dabei sind sie in allen Vereinen für Kinderfürsorge und sonstigen christ-

[1]) Ich habe in meinem Lauterbacher Vortrag diese zwei Punkte als die bezeichnet, um die es sich heute vor allem handle. Das Buch von Piechowsky, das ich zwei Monate später las, bestätigt meine Auffassung so stark als nur möglich.

lichen Vereinigungen." „Gegen die Kirche hätte ich nichts einzuwenden, wenn man darin wahres Christentum verkündigen wolle, doch bis jetzt lehrte dieselbe das Gegenteil. Das ist meine feste Ueberzeugung." „Im Gegensatz zur Religion erscheint mir die Kirche als eine einzige grosse Lüge und musste ich deshalb aus ihr austreten." „Besonders während des Krieges empfand ich als Soldat den Gottesdienst als eine Heuchelei." „Der von Anfang bis zu Ende mitgemachte Krieg hat die letzten Reste von Anhänglichkeit zur Kirche . . . restlos beseitigt. Was waren da doch die grosstädtischen Dissidenten und gottlosen Gesellen wahre Muster von Christen." „Seit dem Kriege hasse ich die Kirche mit ihrer sozialen Nächstenliebe." „Durch den Krieg lernte ich die Kirche verachten."

Dieses hundertstimmige (in Wirklichkeit millionenstimmige) Zeugnis des Proletariates ist ein gewaltiges Gericht, besonders über alle Kriegstheologie. Und das Gericht hat erst begonnen![1])

Dass aus dieser Gesamteinstellung zur Kirche auch die Ablehnung ihrer einzelnen Verrichtungen folgt, ist selbstverständlich. Auch die Predigt kommt schlecht weg. Am schlechtesten aber der religiöse Unterricht. Darüber nur ein paar Stellen:

„In der Schule verlor ich von Jahr zu Jahr mehr Interesse an der Religion. Der Unterricht beim Pfarrer war mehr ein Zwang." „Der Religionsunterricht der Schule hat viel dazu beigetragen, mir die Religion zu verleiden." „Der religiöse Unterricht war mir stets ein Greuel."

Den Grund zu diesem durchgehenden Urteil bildet neben der Geistlosigkeit des Unterrichtes besonders auch die Anstössigkeit der Behandlung der Kinder nach den sozialen Unterschieden. Im übrigen seien alle diese Aussagen denen zum Nachdenken empfohlen, die alles Heil von viel Religionsunterricht erwarten!

Aehnlich wird über die Predigt geklagt. Sie ist nach dem Urteil dieser Proletarier vor allem zu lebensfern, zu unvolkstümlich, für die Masse eine Fremdsprache, dabei zu wenig tapfer und ehrlich, zu wenig „prophetisch", zu stark im Dienst der herrschenden Mächte. Die Liturgie vollends ist schlechtweg unverständlich. Im übrigen spürt man, dass eine anders geartete Predigt grosse Anziehungskraft besässe.

Doch seien lieber noch einige Aeusserungen über die Stellung zu Protestantismus und Katholizismus angeführt:

„Ein eigentlicher Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus besteht meines Erachtens kaum noch. Ich habe das Empfinden, als wenn letzterer mehr den Geist des Fortschrittes fürchtet als ersterer. Der Weg zum Licht, den Luther freigelegt hat, ist von den Protestanten leider nicht in seinem Sinne fortgesetzt." „Beide, Protestantismus und Katholizismus, sind zu verwerfen. Luther der grösste Verbrecher damals." (Jedenfalls wegen

---

[1]) Dieses Gericht wird praktisch durch die Austrittsbewegung illustriert. Nach dem kirchlichen Jahrbuch 1926, von Dr. theol. Schneider herausgegeben, also einer unverdächtigen Quelle, betrug in den Jahren von 1919 bis 1924 die Zahl der Austritte aus der evangelischen Kirche 1,111,359. Rechnet man die Rücktritte ab, so bleibt für sechs Jahre ein Verlust von 1,020,505 Mitgliedern. — Und im Angesicht solcher Tatsachen wagt man von einem „Jahrhundert der Kirche" zu reden! Quem Deus vult perdere prius dementat.

seiner Haltung im Bauernkrieg!) „Die Reformation hat zur Vermehrung der Engherzigkeit und Intoleranz in den kirchlichen Kreisen beigetragen." „Es ist kein Unterschied, höchstens wie zwischen linkem und rechtem Flügel in der sozialistischen Bewegung." „Beide wirken volksverdummend." „Die Katholiken sind noch dümmer als die Protestanten." „Die Reformation versandete." „Infolge ihrer internationalen Auffassung von der Religion erscheint mir die katholische Kirche im ganzen freier und unabhängiger, als die evangelische Landeskirche mit ihrer vielfach national verhetzenden Tendenz. Auch habe ich bei katholischen Priestern freiere Meinungen gefunden als bei protestantischen Geistlichen."

So bleibt im Lande dieses Proletariates, da wo einst das wirklich oder scheinbar reiche Leben des kirchlichen Christentums zu finden war, nur eine leere Stelle übrig, eine Trümmerstätte, eine Stätte geschehenen Erdbebens, eine Brandstätte.

Oder bleibt doch etwas anderes übrig?

Zweierlei bleibt übrig: eine Tatsache und eine Aussicht.

Die Tatsache ist, dass für dieses Proletariat an die Stelle von Kirche und offiziellem Christentum der Sozialismus getreten ist. Das steht nicht im Widerspruch zu jener andern, im Anfang hervorgehobenen Tatsache, dass als Ersatz für die verlorene Religion auch die Natur und die Kunst auftreten. Das Verhältnis dieser drei Momente dürfte sich endgültig vielmehr so gestalten: Der Sozialismus wird die eigentliche Religion, Kunst und Natur ihre Kultusformen. Zu diesen gesellen sich dann noch Nachahmungen von kirchlichen Formen: vor allem die „Jugendweihe" und die „proletarische Feierstunde".

„Der Sozialismus ist eine Religion". „Die ethischen Grundsätze des Christentums sind doch mit denen des Sozialismus im wesentlichen identisch." „Der wahre Sozialist . . . wird also auch . . . durchaus christlich handeln." „Das Leben hat für mich insofern einen Sinn, indem ich bestrebt bin, mitzuarbeiten an dem grossen Werk des Sozialismus, durch welches einzig und allein die Menschheit zu einer höheren Glückseligkeit geführt werden kann." „Nichts anderes schafft uns Rettung als nur der Sozialismus." „Ich kenne nur eines, was mir heilig ist und mein ganzes Denken erfüllt: das ist der Sozialismus." „Das Evangelium gilt mir nichts, der Sozialismus alles. Es gilt, den Sozialismus zu steigern bis zur Religion."

Das ist die Tatsache: der Sozialismus ist weithin einfach die Religion des Proletariates geworden.

„Der Sozialismus ist die Massenreligion der Zukunft."

Ist nun das wohl jene Glut, die auf dem Titelbild des Buches vom Horizont her sich über die Proletarierstadt ergiesst oder kommt noch anderes dazu? Ist das der Glanz Gottes, der, nach Carlyle, aus dem Herzen des industriellen Zeitalters brechen wird, oder ist es nur eine Weissagung auf etwas noch Grösseres?

Dieses Grössere könnten wir in einer kommenden Verbindung von Christentum und Sozialismus suchen. Wissen auch davon unsere Zeugnisse etwas zu sagen?

Freilich, sehr viel sogar.

Drei Reihen von Aussagen treten aus ihnen hervor.

Eine erste Reihe lehnt diese Verbindung mehr oder weniger entschieden ab:

„Das Christentum predigt Liebe und Barmherzigkeit. Wir aber wollen Gerechtigkeit und Achtung der natürlichen Menschenrechte durch die Besitzenden. Das Christentum lehrt beten und auf Gott vertrauen. Wir aber wollen nicht beten; wir wollen nicht die Hände in den Schoss legen. Wir wollen handeln und uns selbst erlösen."

Massiver ein Anderer:

„Wir Sozialisten räumen mit dem ganzen Schwindel der Religion gründlich auf. Die Pfaffen wollen uns auf den Himmel vertrösten. Wir pfeifen darauf. Wir überlassen den Himmel den Spatzen. Wir begnügen uns damit, diese Erde zu erobern, damit alle sich an ihr erfreuen können."

Edler wieder:

„Der Sozialismus ist eine Religion für sich und so tief und gross, wie wahrscheinlich die Lehren des Nazareners nicht aufzufassen sind." „Das Christentum ist meiner Ansicht nach vollendet in der bestehenden Kirchenreligion. Sozialismus ist nie vollendet. Daher ist dies eine viel tiefere Religion."

Daneben aber läuft eine zweite Reihe von Aussagen: Christentum und Sozialismus gehen wohl zusammen, ja gehören eigentlich zusammen:

„Eine Verbindung zwischen beiden halte ich für sehr wertvoll. Ich meine, im Christentum steckt ein gut Teil Kommunismus." „Dagegen halte ich eine Verbindung des Sozialismus mit dem Christentum, wie wir es in der Landeskirche haben, für ausgeschlossen." „Dass Religion und Sozialismus nicht enger verschmolzen sind, ist meiner Ansicht nach Schuld der Kirche." „Ich halte eine solche Vereinigung für möglich, wie es z. B. in der Schweiz und auch jetzt in Deutschland der Fall ist, da ja beide Anschauungen in ihren Grundlinien wesensverwandt sind."

Endlich:

„Sozialismus im religiösen Sinn denke ich mir als den richtigen Sozialismus." „Wenn die sozialistischen Arbeiter gottgläubig wären, würden sie sich vor nichts zu fürchten brauchen und könnten ihr Ideal leichter verwirklichen. Der religionslose Arbeiter beugt sich sehr leicht vor der Macht des Kapitals."

Die dritte Reihe von Aussagen endlich bezieht sich auf den religiösen Sozialismus, der seit dem Krieg in Deutschland auch inmitten der Arbeiterschaft sein Haupt erhebt: [1])

„Uns hält nur noch an der Kirche, dass man dort einen sozialistischen Pfarrer das 5. Gebot [du sollst nicht töten] predigen hören kann." „Wäre schon gleich nach der Revolution der religiöse Sozialismus mehr in die Erscheinung getreten, ich wäre wohl nicht ausgetreten." „Die Kenntnis von dem Bestehen des Bundes religiöser Sozialisten war meiner Frau und mir eine innerliche Erlösung." „Wir sprechen täglich [über religiöse Fragen] im Sinne des religiösen Sozialismus." „Es will mir scheinen als ob sich in unsern Tagen nach den politischen Umwälzungen auch langsam eine neue Reformation im religiösen Leben anbahnen will."

---

[1]) Vgl. den Artikel: „Ein Manifest des religiösen Sozialismus" im Novemberheft.

Damit soll nun nicht etwa das ganze gewaltige Problem dieses Buches auf den „religiösen Sozialismus" hinausgespielt werden in dem Sinne, dass es in einem Stichwort oder einer fertigen Bewegung, vielleicht gar in einer Eroberung des Sozialismus für die Kirche oder auch umgekehrt seine Erledigung fände. Es handelt sich um grössere Dinge!

Vielmehr soll hier zunächst eine mehr kritische Bemerkung angebracht werden. Der Verfasser scheint mit Staunen und im Gefühl einer fast unerwarteten grossen Schwierigkeit vor der Entdeckung zu stehen, dass der Sozialismus dem Proletariate zur Religion geworden ist. Aber kann das uns etwas Neues sein? War es uns nicht längst klar, dass im Besondern der Marxismus eine Religion ist, nämlich eine neue Form des Messianismus, aber eines Messianismus ohne Christus, oder eines Glaubens an das Reich Gottes ohne den Glauben an Gott, immer so, dass „Gott" und „Christus" formell fehlen, ja sogar geleugnet werden? Und spitzt sich das Problem nicht in der Frage zu, ob dieser Messianismus ohne Christus nicht überwunden, weil erfüllt und überboten werden kann durch den Messianismus Christi?

Hier knüpft meine zweite kritische Bemerkung an: wie weit gibt das Bild, das uns dieses Buch entwirft, die Wirklichkeit wieder; genauer: wie weit darf dasjenige Proletariat, das in dem Buche von Piechowsky zu Worte kommt, dem Proletariat überhaupt gleichgesetzt werden? Wie weit ist diese Stimme eine der Gegenwart und Zukunft und wie weit — geistig, nicht chronologisch gesprochen — bloss eine der Vergangenheit?

Es ist hier ja einiges zu bedenken. Einmal: zu Worte kommt bei Piechowsky vorwiegend Berliner Proletariat, also auf der einen Seite besonders stark vom Geist der „Aufklärung" und ihrer Schlagworte, auf der andern durch ein Christentum der Hof- und Garnisonprediger beherrschtes. Es gibt ein anders geartetes Proletariat und andere geistige Lagen. Zum Teil schon in Mitteldeutschland, sicher aber in Süddeutschland ist die Atmosphäre doch wohl wesentlich anders. Ferner: man bedenke, wie kurze Zeit der religiöse Sozialismus erst in Berlin wirkt, wie wenig er dort quantitativ noch bedeutet und wie stark er doch schon im Verhältnis dazu das Urteil der Arbeiterschaft beeinflusst hat. Es ist doch sehr bezeichnend, wenn wiederholt ein Pfarrer, der offenbar ganz besonders das Proletariat zu gewinnen versteht, Bleier in Charlottenburg, in dem Buche als einer auftaucht, der den Proletarier an Kirche und Christentum festhält, und dass es von ihm sogar einmal heisst: „Sollte Christus gelebt haben, dann war er ein Mensch, der reine, wahre Menschenliebe hatte wie Pfarrer Bleier." Wie, wenn einmal der religiöse Sozialismus oder etwas noch viel Grösseres draussen und überall höhere Wellen schlüge, wäre da

nicht eine grosse Wendung zu erwarten? Ich habe in dieser Beziehung gerade mit deutschen Arbeitern sehr ermutigende Erfahrungen gemacht. — Endlich: die „Religion des Sozialismus", d. h. der Marxismus, steht keineswegs so fest da, wie Piechowsky zu meinen scheint. Dieser Turm hat arge Risse und seine Fundamente weichen. Mir scheint, etwas Anderes bahne sich deutlich an und ich meine, in wenigen Jahren könnte man es vielleicht schon deutlich sehen.[1])

Diese Bemerkungen tun dem Buch von Piechowsky keinen Abbruch. Es bleibt ein Dokument von grosser Wichtigkeit. Mir hat es, trotzdem ich das alles schliesslich schon wusste, eine tiefe Erschütterung und einen Anstoss zu neuem Denken bedeutet. Wenn ich Pfarrer wäre, würde ich es sozusagen Seite für Seite auf mich wirken lassen, es durchdenken, durchleiden, und bin sicher, mehr davon zu lernen, als aus den besten theologischen Kollegien und fast allen theologischen Büchern.[2]) Man möchte es namentlich in die Hand solcher Theologen geben, denen das religiös-soziale Problem (das ich nun in seiner ganzen Tiefe und Tragweite meine) geringfügig vorkommt. Aber es stellt auch uns vor eine stets neue, gewaltige Frage. Es geht uns alle an! Es ist ein Buch, aus dem Gericht aufsteigt, gewaltiges Gericht, aber gerade damit auch Verheissung, noch gewaltigere Verheissung.

2. Die Arbeit.

Ein zweites Grundelement des Lebens ist die Arbeit.

„Gesegnet ist," sagt Carlyle, „wer seine Arbeit gefunden hat; möge er keinen andern Segen verlangen. Er hat ihn gefunden und wird ihm folgen. Gleich einem frei fliessenden, mit edler Kraft durch den sauren Sumpf des Menschendaseins gezogenen Kanal; gleich einem sich immer tiefer waschenden Strome führt er nach und nach selbst von der Wurzel des fernsten Grashalmes das saure, eiternde Wasser mit sich fort und verwandelt den pestilenzialischen Sumpf in eine grüne, fruchtbare Wiese mit ihrem klar fliessenden

[1]) Sehr verrechnen könnte sich darum einer der Redaktoren der schweizerischen „Roten Revue", Friedrich Heeb, derselbe, der mit dem Schlagwort eines deutschen Freidenkers, dass der religiöse Sozialismus ein „Zersetzungsprodukt der protestantischen Kirchen sei" hausiert, wenn er aus dem Buche von Piechowsky gegen die von ihm und seinen Freunden so wenig geliebte religiös-soziale Bewegung Kapital zu schlagen versucht. (1927. 1. H.) „Vor allem ergibt sich aus seiner Lektüre, dass die Bedeutung religiöser Dinge für die Werbekraft der proletarischen Gesamtbewegung sowohl in Deutschland als in der Schweiz vielfach überschätzt und daraus zu Unrecht gefolgert worden ist, die sogenannte religiös-soziale Richtung werde auf die „Erneuerung" der proletarischen Bewegung und auf die Steigerung ihrer Werbekraft von nennenswertem Einfluss sein können." Wir wollen abwarten!

[2]) Ob Pfarrer Dehn auch nach der Lektüre dieses Buches den Studenten der Theologie und jungen Pfarrern wie vor einiger Zeit im „Neuwerk" raten wird, zur Bewältigung dieser Probleme — sich in die Theologie von der Kirche zu vertiefen? Arnold Brémond ist jedenfalls anderer Meinung!

Strome. Wie wohltätig für die Wiese selbst, möge der Strom und dessen Wert gross oder klein sein."

Wenn Carlyle recht hat, wie gross muss dann das Elend des Proletariates sein! Denn diesen Segen gerade geniesst es nicht. Seine Arbeit ist nicht dieser Kanal, der durch den „sauren Sumpf" seines Lebens gezogen wurde, sondern vielmehr selbst ein giftiger Strom, der sein Leben in einen Sumpf verwandelt. Paradoxer Weise hat gerade das Arbeitervolk keine Arbeit. In einem doppelten Sinne: Es hängt über ihm der Fluch der Arbeitslosigkeit, und die Arbeit, die es hat, ist keine Arbeit im tieferen Sinne des Wortes. Darum ist die Arbeiterfrage in erster und letzter Instanz eine Arbeitsfrage.

Die Frage nach der Arbeit des Proletariates hängt mit der nach seinem Glauben aufs engste zusammen. Schon rein prinzipiell: denn nur wer einen Glauben hat, kann eine wirkliche Arbeit, aber auch umgekehrt: nur wer eine wirkliche Arbeit hat, kann einen Glauben haben. Denn wirkliche Arbeit darf nur ein Tun genannt werden, das aus einem Sinn des Lebens fliesst. Mit diesem Sinn des Lebens aber kann man in eine wirkliche Beziehung dauernd nur treten, wenn man eine rechte Arbeit hat. Hier liegt eine der wichtigsten Erklärungen der Tatsache, warum das Proletariat vom Glauben an Gott, an einen letzten Sinn des Lebens abgekommen ist. Es stiess in seiner Arbeit bloss auf Maschine und Masse, auf Ausbeutung und Knechtschaft; wie hätte es auf die Länge an einen lebendigen, persönlichen Gott, der ein Herz hat, ein Herz für jeden persönlich, glauben können? Die Zeugnisse aus dem Buche von Piechowsky machen auch diesen Zusammenhang klar: das alte „Ora et labora"[1]) der Mönche wie der Protestanten mit seinem einfach-heiligen Zusammenhang ist aus dem Leben des Proletariates verschwunden — wie könnte es anders als freudlos und seelenlos sein?

Von dieser Arbeit des Proletariates haben wir, die wir sie nicht selbst tun, viel gehört. Der Sozialismus hat uns gesagt, sie sei Lohnsklaverei und Maschinenknechtschaft und wir haben es — voll Mitleid und Grauen — geglaubt. Und wir haben auf die Erlösung der Arbeit durch den Sozialismus gewartet. Aber dabei ist es sozusagen geblieben. Auch dieses Land der Arbeit des Proletariates blieb ein dunkler Erdteil, ein Land voll Elend und Sklaverei, aber ein sehr fernes Land. Nur scheuen Fusses betrat etwa einer jener Reisenden dieses Land, um es bald wieder zu verlassen und uns nachher eine Beschreibung davon zu geben. Nun aber beginnt seine Eroberung. Nun fängt man an, auch in dieses Land vorzustossen, es genauer zu erforschen, seine Karte aufzunehmen und seine Urbarmachung vorzubereiten.

---

[1]) Bete und arbeite.

Einen solchen Vorstoss bedeutet das neue Buch von Hendrik de Man: „Der Kampf um die Arbeitsfreude“.[1]) Es ist eine weitere Station auf seinem Wege, dessen Sinn ist, durch die fiktive Welt, womit die marxistische Ideologie die Wirklichkeit der Arbeiterbewegung und des sozialen Problems verhüllt, zu den Tatsachen selbst zu gelangen. Es ist ein Pionierbuch, fast mehr noch als sein erstes grosses Werk.[2])

De Man möchte wissen, wie es denn mit der Arbeit des Proletariates (wobei er in erster Linie an das industrielle denkt) in Wirklichkeit bestellt ist, genauer: wie das Proletariat selbst diese Wirklichkeit empfindet und beurteilt. Er stellt darum an Arbeiter und Angestellte aller Kategorien, die er als Lehrer an der „Akademie der Arbeit“ in Frankfurt kennen gelernt, eine Reihe von Fragen über dieses Thema (das Schema gleicht, natürlich ohne dass die Beiden voneinander wussten, in der Form merkwürdig dem von Piechowsky für seine Untersuchung angewandten) und bekommt 78, zum Teil sehr ausführliche Antworten, die zum grossen Teil wiedergegeben werden und die eine Hälfte des Buches ausmachen. Sie bilden eine vielleicht weniger aufregende, aber doch auch sehr spannende und bewegende Lektüre. Vor den Piechowskyschen Zeugnissen haben sie den Vorzug, dass sie nicht auf ein sachliches Schema verteilt, sondern im persönlichen Zusammenhang gegeben werden und, bei ihrer geringeren Anzahl, gegeben werden konnten. Man liest sie wie lauter kleine Biographien, fast hätte ich gesagt, alle zusammen wie einen grossen Roman, wenn das nicht für eine solche Sache eine zu sehr bloss ästhetische Kategorie wäre. Jedenfalls zieht konkretes Menschenleben hier an uns vorüber, spüren wir den Herzschlag von Menschenschicksalen und blicken hinein in die mühselige, staubige, lärmende, schmutzige, oft auch moralisch schmutzige Werkstätte der Menschenarbeit von heute — in die doch auch etwa Gottes Sonne freundlich durch helle Scheiben bricht!

Denn welches ist die Antwort, die wir erhalten?

Sie ist überraschend, ist umgekehrt wie die Piechowskys. Wo wir eine grosse Leere erwarteten, „Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande“, sehen wir ein „geheimes Baun“, sehen wir ein zwar nicht üppiges, aber doch reiches Leben. Es gibt auch heute noch, es gibt heute wieder eine Arbeitsfreude auch für das Proletariat. Denn so gewaltig ist der Drang des Menschen, Freude zu haben an seiner Arbeit, dass er auch die schwersten Hindernisse überwindet, dass er auch in Wüsten noch grünes Leben schafft.

[1]) Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

[2]) „Zur Psychologie des Sozialismus“. Vgl. „Neue Wege“, Aprilheft.

Die drei Faktoren, welche die Arbeitsfreude (das ist ja das Problem!) für das Proletariat unmöglich zu machen scheinen, sind: schlechter Lohn und Lohnarbeit überhaupt, Maschinenarbeit, eintönige Arbeit. Machen sie sie wirklich unmöglich?

Am stärksten wirkt die Hemmung des ungenügenden oder falsch berechneten Lohnes und der daraus folgenden Belastung durch Sorge oder Verbitterung. Ganz und gar freilich kann auch dieser Faktor nicht den Segen der Arbeit zerstören. Auch die Lohnarbeit kann es nicht. Am wenigsten die Maschinenarbeit. Diese kann im Gegenteil eher ein Faktor neuer Arbeitsfreude werden, freilich nur unter bestimmten Bedingungen. Auch eintönige Arbeit, blosse Repetitionsarbeit, braucht nicht unbedingt als Unglück empfunden zu werden.

Damit soll nun nicht etwa gesagt sein, dass aus diesen 78 Zeugnissen ein einziges Loblied auf die Arbeit emporsteige. Von ferne nicht. Dieses Loblied klingt eher nur wie ein leiser, schüchterner Ton aus Lärm und Not, Aechzen und Dröhnen der modernen Arbeitswerkstatt. Daneben ertönt bittere Klage. Aber diese ist ja selbstverständlich; das Wunder dagegen besteht darin, dass noch so viel Freude, Arbeitsfreude möglich ist, dass diese auch unter diesen Umständen sein k a n n.

Doch hören wir — ein wenig bloss — die Zeugnisse selbst:

„Für mich ist meine Arbeit nur ein notwendiges Uebel, ein Mittel zum Zweck.“ „Nach der Arbeit ist gut ruhn, das war mein Grundsatz. Bei der Arbeit hatte ich wenige Gedanken für die Aussenwelt, sondern war darauf eingestellt, wie ich am leichtesten und vorteilhaftesten mein Geld verdiene.“ (Also Stumpfheit.)

Das A k k o r d s y s t e m wird durchwegs als ein Uebel empfunden. Es ist ein „Ausbeutungssystem“, führt zu „fortgesetztem Drücken der Preise, ewigen Schikanen und dadurch bestimmter egoistischer Einstellung der Kollegen.“

Weitaus die grösste Rolle aber spielt (wie schon die letzten Worte des letzten Zitates andeuten) in dem Problem der Arbeitsfreude nicht „die Beziehung der Barzahlung“ (Carlyle), sondern das V e r h ä l t n i s v o n M e n s c h z u M e n s c h, zum Vorgesetzten und zum Mitarbeiter. Hier tritt vor allem e i n Moment hervor: der Arbeiter möchte auch in der Arbeit etwas s e i n; er möchte als etwas g e l t e n, möchte etwas zu tun und zu sagen haben, selbständig etwas schaffen, ein Mensch sein. Die Klage über die „Hierarchie“ in den Betrieben kehrt unaufhörlich wieder. Die Vorgesetzten werden durchwegs als Last, als Gegner, ja Feinde empfunden. Die Arbeitsfreude geht sofort wie eine geschlossene Blütenknospe auf, sobald ein Hauch von Freiheit und Selbständigkeit sie anweht.

„Als Herabsetzung wurde von uns die Bezeichnung unserer Person durch Nummern empfunden.“ „Meine Gefühle waren . . . nur dann freie,

wenn ich aus eigener Verantwortung schaffen konnte. Ich habe dann in der Regel mehr gearbeitet, als zum eigenen Pensum gehörte. In den Fällen jedoch, wo ich unter Aufsicht arbeitete, habe ich grundsätzlich nie mehr geschafft, als unbedingt notwendig . . ." „Mit meinen Vorgesetzten habe ich stets auf sehr gespanntem Fusse gestanden."

(Typische Aussage!)

„Anlass zu gegenseitiger Nichtachtung bestand in der unüberwindlichen Abneigung gegen das bürokratische System meinerseits und meiner daraus entspringenden Tätigkeiten politischer und gewerkschaftlicher Natur." „Das Verhältnis zwischen Arbeitern und Meistern lässt jede Kollegialität vermissen. Die Meister sind von mir bemitleidete Menschen, unter denen es leider wenige gibt, die überhaupt eine Befähigung zum Meister besitzen. Wäre der Meister ein ‚Meister' im wahren Sinne!" „Die Vorgesetzten werden meistens als Antreiber und Gegner angesehen." „Nur durfte kein Vorgesetzter kommen und etwas fordern, was mir unnötig schien, denn sonst war es mit der Arbeitsfreude für diesen Tag vorbei. Konnte ich aber allein, ungehindert die Arbeitsmethode nach meinem Geschmack einrichten, dann war mir auch nichts zu viel, um in das Arbeitsstück etwas Persönliches hineinlegen zu können." „Fast von selbst geht die Arbeit dort, wo diese eine grössere geistige Anspannung erfordert, wo immer eine gewisse Aufregung herrscht." „Während des Urlaubs eines Beamten hatte ich selbständig eine Zweigstelle im Nebenort zu leiten . . . Ein gewisser innerer Stolz und Selbstgefühl, damit Arbeitslust, kamen. Man war keine schnell zu ersetzende „Nummer", sondern ein ganzer Mensch, der in seinem Gebiet „Herr" ist." „Bei verantwortlicher Tätigkeit habe ich noch nie Eintönigkeit oder Langeweile empfunden. Eine Unzufriedenheit in der Ausübung meines Berufes empfand ich nie, im Gegenteil, je komplizierter eine Arbeit war, umsomehr konnte ich mich in sie vertiefen, sodass ich ausserhalb der Arbeitszeit mich immer mit der praktischen Lösung meiner Arbeitsaufgabe beschäftigte."

Diese Tatsache wird durch die andere erläutert, dass die Arbeitsfreude sofort steigt, wenn man für einen Zweck arbeitet, den man als gut anerkennt. Zwei Möglichkeiten gibt es dafür: Arbeit in einem mehr oder weniger sozialistischen Betrieb oder direkt für den Sozialismus und die Arbeiterbewegung, sei's als „Funktionär", sei's in freierer Form. Durch alle Zeugnisse zieht sich dieses Grundmotiv: Der Lohnsklave kommt zu sich selbst, wo er für seine Sache arbeiten kann. Da tut er es freudig. Und unlustige Arbeit macht er sich dadurch erträglich, dass er an diese Sache denkt, überhaupt mit seiner Seele in eine andere Welt flüchtet:

„Ich habe nur an den eigenen Tätigkeiten ausserhalb der Berufsarbeit Freude, ganz gleich, ob es Tätigkeiten für mich selbst sind oder für die Bewegung. Das ist für mich erst „die eigentliche Arbeit". „In der letzten Tätigkeit wird die Arbeitsfreude erhöht durch das Bewusstsein der Gemeinnützigkeit des Betriebes. Der Sonntagsspaziergang mit der Familie führt oft an den [Garten-] Anlagen vorbei, die dann mit Stolz gezeigt werden." „Zuletzt Schriftsetzer in sozialistischer Zeitungsdruckerei. Grössere Arbeitsfreude auf Grund des Gefühls, dass für die Allgemeinheit gearbeitet wird." „Ich weiss, dass es Männer gibt, die nach Jahren noch die von ihnen hergestellten Bauten mit lebhaftem Interesse — bei Spaziergängen — aufsuchen und besichtigen und sich erneut ihrer Arbeit freuen."

Freilich dann auch:

„Wir haben hier Postpakete zu sechs Mann in Ketten gepackt, eine der stumpfsinnigsten Arbeiten, die es gibt, da man immer nur einen bestimmten

Handgriff zu machen hat. Erträglich machten ein anderer Kollege und ich uns die Arbeit dadurch, dass wir den Kopf oben gewissermassen nicht wissen liessen, was unten die Hände taten, dass wir, wie wir es oft kennzeichneten, in Tischhöhe Kulis, in Schulterhöhe Philosophen waren."
(Welch bezeichnender Ausdruck!)

Was die Maschine betrifft, so erscheint sie als Gegnerin nur da, wo sie die Arbeit erschwert, wie gelegentlich bei Bergwerksarbeitern. (S. 55 f.) Im allgemeinen liebt der Arbeiter „seine" Maschine, wie überhaupt sein Werkzeug. Er zieht Fabrikarbeit der Heimarbeit, Maschinenarbeit der Handarbeit im allgemeinen vor. Nur muss die Maschinerie gut und die Arbeit nicht allzu mechanisch sein. Er gewöhnt sich auch an den „Rhythmus" der grossen Werkstätte. Man empfindet Stolz, wenn man an grössere und kompliziertere Maschinen vorrücken darf, fühlt sich ihr gegenüber wohl von einem „freudigen Herrschaftswillen" beseelt und betrachtet sie als lebendiges Wesen.

Diese Liebe kann freilich leicht auch in Hass umschlagen. Und es dürfte wohl die Meinung der Mehrheit sein, wenn einer schreibt:

„Bei der zunehmenden Mechanisierung glaube ich nicht an einen ausreichenden seelischen Kontakt mit der Arbeit. Auch das Bewusstsein, zum Herrscher über die Maschine sich aufzuschwingen, sie zu dirigieren, wird kein Ausgleich dieser Konflikte im Menschen sein."

Jedenfalls gibt es eintönige Maschinenarbeit und dazu Handlangerarbeit, die schwer zu ertragen ist. Dann helfen Gesang und Spiel, dass man nicht einschläft (!) oder ganz verblödet:

„Sehr oft und fast immer nach der Mittagspause verlangten die Kolleginnen [in einer Tabakfabrik] Gesang im Raum, um nicht einschlafen zu müssen." „Eine gewisse Arbeitsunlust konnte ich wahrnehmen bei Massenarbeiten, die tagelang, oft wochenlang stets dieselben Bewegungen und Handgriffe erforderten." „Man empfand die Eintönigkeit dieser Massenarbeit nicht so sehr, wenn man geistig abgelenkt wurde (das geschah durch Singen, Flöten). Sehr oft wurde der Vorschlag gemacht, Musik in der Werkstatt spielen zu lassen."

Eine grosse Rolle spielt das Verhältnis der Arbeiter untereinander. Ist es gut, dann wird auch die ungute Arbeit freudig; ist es schlecht, dann wird auch die an sich erträgliche Arbeit eine Qual. Und es sind viele böse Geister die es zerstören. Da ist der Neid, der besonders durch die Akkordarbeit geweckt wird; die Eifersucht, die aus dem Verhältnis zu den Vorgesetzten entspringt; der Hochmut der qualifizierten Arbeiter gegen die ungelernten; Charakterlosigkeit, Strebertum, geistige Trägheit der einen, unter denen die Charaktervollen und geistig Lebendigeren leiden; rücksichtsloses, gänzlich unsoziales Verhalten der Arbeiter zueinander; schlechtes Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Arbeitern. Die letzteren betrachten die Arbeit mehr unter dem Gesichtspunkt vorübergehenden Erwerbs, von dem sie bald

durch Heirat erlöst zu werden hoffen. Ganz gross und ganz schlimm ist die Rolle des sexuellen Schmutzes in der Werkstatt. Zwei Zeugnisse schildern ausführlich und drastisch je eine Werkstätte, eine die in der Nähe des „Lumpenproletariates" und eine, die mehr in die „bürgerliche" Welt hinüberleitet. Man kann beide nicht lesen, ohne von einem Grauen geschüttelt zu werden. Die zweite aber ist noch bei weitem die schlimmere.

Was bleibt das Ergebnis?

Die heutige proletarische Arbeit ist trotz allen düsteren Seiten, die selbstverständlich nicht zu leugnen sind, nicht hoffnungslos, nicht bloss eine Dantesche Hölle. Der Segen der Arbeit ist darin noch nicht völlig erstorben. Und er kann wieder belebt werden, und zwar — das ist das Spezifische an de Mans These — nicht erst in einer künftigen sozialistischen Gesellschaft, sondern schon jetzt und hier. Auch die Maschinenarbeit, von der es vielleicht auch in jener sozialistischen Gesellschaft keine direkte Erlösung gäbe, ist nicht bloss Fluch, kann sehr wohl Segen sein. Auch einförmige Arbeit ist nicht für jeden Last und ist nicht immer Last — sie mag Vielen dauernd am liebsten sein und mag als Abwechslung Jedem wohl tun.

Es ist neue Arbeitsfreude möglich. Dafür müssen allerdings die Bedingungen erfüllt werden, die aus den Zeugnissen der Arbeiter klar hervortreten. Die Arbeit muss so bezahlt werden, dass der Arbeiter den Lohn nicht als ungerecht empfindet und dass seine Seele nicht mit materieller Not allzusehr belastet ist. Sie muss zweckvoll geordnet sein. Betriebsdemokratie muss eine grosse Losung werden. Man erkennt aus den 78 Berichten, welch eine grosse und heilsame Rolle die deutschen Betriebsräte auch in ihrer verstümmelten Form spielen. Auf dieser Linie muss es weitergehen. Es gilt, dem Arbeiter im Betrieb mehr Vertrauen zu schenken, ihm so viel Selbständigkeit als möglich einzuräumen. Vieles ginge dann von selbst besser.

„Gelingt es, das zu erreichen, dass die Arbeiter sagen: ‚Unser Alter weiss, dass wir arbeiten, da lassen wir uns nicht reinkommen,' und der Vorgesetzte: ‚Auf meine Leute kann ich mich verlassen' — dann ist das Fundament vorhanden, auf dem aufgebaut werden kann." „In verschiedenen Betrieben habe ich an meinen Kollegen, wie auch an mir selbst beobachten können, dass, je schärfer die Aufsicht und Kontrolle ist, desto unwilliger die Arbeit getan wird und auch die Leistung eine geringere ist. War aber die Aufsicht möglichst gering, konnte man also möglichst ungebunden, freizügig, auch mal ein Wort sprechen dürfend, arbeiten . . . so wurde entschieden lustiger gearbeitet und noch mehr geschafft. Auch einmal vorkommende Kollegen, die eine solche Freiheit nicht vertragen konnten und sie in Faulheit und Laxheit der Arbeit missbrauchten, wurden stets von den übrigen Kollegen zur Ordnung gerufen und oftmals streng zurechtgewiesen — oder durch entsprechende Nichtachtung „gewürdigt". Es geschah dies stets unter Berufung auf eine gewisse innere Verantwortung vor der Anständigkeit und Zuverlässigkeit der Arbeiterschaft selbst, vor der Zukunft, dabei

ausblickend auf eine zukünftige Uebernahme der Wirtschaft durch die Arbeiterschaft, und auch vor dem Betrieb — also seiner Wirtschaftlichkeit."

Noch höher hinauf reicht natürlich ein Ausbau des Betriebsrätesystemes, eine gewisse Beteiligung der Arbeiter an der Geschäftsführung und endlich eine Ordnung der Gesellschaft, die dem Arbeiter die Möglichkeit gibt, zu sagen: „Das ist meine Arbeit."

„Aussichten auf Besserstellung der Arbeiterschaft innerhalb der Gesellschaft durch weitestgehende Mitbestimmung und Beachtung der Arbeiter würde ihnen allgemein eine freudigere Lebenszuversicht geben und damit ohne Zweifel auch ihr Verhältnis zur Arbeit beeinflussen."

So erschliesst sich aus diesen Aussagen von Arbeitern über ihre Arbeit eine getroste Aussicht für die Hoffnung, dass in einer wirklich sozialistischen, also wirtschaftsdemokratischen und genossenschaftlichen Ordnung auch die Arbeit ihre Erlösung fände und dass sozialistische Arbeit freudigere und ertragsreiche Arbeit wäre.

Allerdings warnt De Man vor übertriebenen Hoffnungen in dieser Hinsicht. Soziale Ideale spielen nach seiner Meinung in solchen Dingen eine viel kleinere Rolle, als alte Gewohnheiten und tiefwurzelnde ethische Stimmungen. Noch wichtiger als das, was „von oben" her in die Arbeit als Ideal hineinleuchtet, ist, dass Arbeiter und Arbeiter sich im Arbeitsprozess auf bessere Art zusammenfinden. Die Arbeitsdemokratie der Zukunft muss von unten heraufgebaut werden. „Die Sozialisierung von unten — also auf der psychologischen Grundlage der Arbeitssolidarität und des Werkgeistes im Einzelbetriebe — ist . . . viel wichtiger als die Sozialisierung von oben."

Die Arbeiterschaft beginnt dies selbst einzusehen. Ein Jugendlicher schreibt:

„An den Arbeitsprozess kettet den heutigen Industriearbeiter ein rein sachliches, technisches Interesse. Seelische Beziehungen bestehen nicht. Als psychisches Wesen wird er darum so lange die Arbeitsstätte hassen, als sie als solche ihn entwürdigt. Auf irgend eine Weise wird er darum entweder den Versuch der Beseelung der Arbeit unternehmen, sich also gewissermassen die Arbeitsstätte als seine zu erobern suchen, oder aber eine grösstmöglichste Beschränkung der Arbeitszeit und Gestaltung des Lebensraumes ausserhalb des Betriebes erstreben."

„Wir müssen versuchen, den Kollegen die Opfer und Kompromisse einer Uebergangszeit vom Kapitalismus zum Sozialismus klar zu machen. Wir müssen versuchen, den Glauben an das Ethos der Arbeit als lebendigste Grundlage der neuen Gesellschaft in ihnen zu entflammen. Wir müssen ihnen sagen, dass der Betrieb die Seele der Zukunft ist und dass es dazu nötig ist, sich schon jetzt mit ihm vertraut zu machen."

So taucht in dem Buche von De Man aus dem Unbekannten Neuland auf — das Neuland der Arbeit.

Freilich, wie ich bei Piechowsky ein Fragezeichen zu dem, wie mir schien, allzu Pessimistischen seines Bildes machen musste, so bei De Man zum allzu Optimistischen. Denn es ist eine Gefahr des Buches, dass es ein zu günstiges Bild der Lage gibt. Han-

delt es sich doch bei den vorhin befragten Arbeitern um eine obere Elite. Das Gros der Arbeiterschaft sieht wohl anders aus, sowohl in bezug auf seine Empfindungen als in bezug auf seine Lage. De Man ist sich dieses Umstandes klar bewusst und hebt ihn selber mit Nachdruck hervor. Doch meint er, an dieser Elite zeige sich, wenn nicht, was schon allgemein sei, so doch, was allgemein möglich sei. Darin hat er wohl recht. Nur muss man dafür sorgen, dass dieser Gesichtspunkt bei der Verwertung des Buches gewahrt bleibt, damit nicht Illusionen erzeugt werden.

Ein anderer Einwand greift tiefer. Man hat gegen den Schluss des Buches etwa den Eindruck, dass es zu wenig radikal, im guten Sinne des Wortes, sei, zu wenig auf die Notwendigkeit einer völligen Umwälzung der vorhandenen Zustände hinweise, in theologischer Sprache ausgedrückt: zu wenig eschatalogisch orientiert sei. Ein Punkt besonders wird diesem oder jenem zu schaffen machen: Ist der Maschinismus nicht zu günstig beurteilt? Ist er nicht eine viel furchtbarere Gefahr als De Man anzunehmen scheint? Brémond jedenfalls sieht ihn anders:

„Der Maschinismus bewirkt eine allgemeine Ueberanspannung, die uns Heimweh nach den alten Zeiten empfinden lässt, wo die römische Sklaverei und die mittelalterliche Hörigkeit, so schlimm sie waren, doch für das innere Leben einen Spielraum liessen, der dem modernen Arbeiter versagt ist."

Und wenn die Arbeiter selbst sich mit der Maschine ausgesöhnt haben, so wäre wohl die Frage berechtigt, ob diese Aussöhnung nicht eine der allerschlimmsten Folgen des Maschinismus sei. Gegen diesen als Ganzes sind vielleicht, wenn er uns nicht als Dämon zerstören soll, viel tiefergreifendere, revolutionärere Umwälzungen innerer und äusserer Art nötig.

Vielleicht würde De Man selbst dies zugeben; aber ähnlich, wie er dies in bezug auf den Weg zum Sozialismus überhaupt tut, hinzufügen: „Wir müssen auf dem Weg zum Sozialismus auch dieses Stadium, diese Form der Verbürgerlichung durchmachen." Dann hätte ich dagegen in diesem Spezialpunkte die gleichen Bedenken wie im allgemeinen.

Aber auch wenn diese Bedenken richtig sein sollten und es sich nicht bloss um Missverständnisse handelt, so täte dies dem Wert des Buches keinen nennenswerten Eintrag. Er besteht darin, dass dieses gewaltige und fundamentale Problem auf eine Weise aufgerollt ist, wie meines Wissens bisher noch nie. Damit wird es im Grunde radikaler und revolutionärer als irgend eine Auffrischung sozialistischer Ideologie. Es ist ein mit äusserster methodischer Genauigkeit gearbeitetes Buch, ein Buch von grossem und gediegenem Reichtum, ähnlich wie das „Zur Psychologie des Sozialismus". Es liegt durchaus auf der Linie des Weges, den dieses aufreisst, und es ist seiner würdig. Man wird sich viel damit abgeben müssen.

Für mich hebt sich aus diesem Buche hervor: das Land der neuen Arbeit, der erlösten Arbeit.

Glauben und Arbeit, beide erlöst und wiedergeboren — das ist's, was wir brauchen. Darum muss gerungen werden.

L. Ragaz.

Aussprache

1. Vegetarismus.

Nachdem ich sowieso schon an der Aussprache über dieses Thema hatte teilnehmen wollen, hat R. Müller's Bemerkung im Oktoberheft, dass ich in meiner Siedlungs-Schrift [1]) die sich aufdrängende Konsequenz der Forderung fleischloser Ernährung nicht zog, meine Feder vollends mobilisiert. Es ist richtig, dass ich diese Konsequenz in jener Schrift nicht zog — persönlich hatte ich sie schon fast zehn Jahre vorher gezogen. Ich unterliess es, wenn auch ungern, um diese Schrift nicht auch noch mit diesem Problem zu belasten. Wenn ich hier nun ein paar Gedanken dazu äussern möchte, so können es nicht mehr als los aneinandergereihte Bemerkungen mit ziemlich persönlicher Färbung werden.

Der Vegetarismus erscheint mir in gewissem Sinne noch nicht zeitgemäss, wenigstens für die Allgemeinheit. Seine Stunde, die Stunde seines Kampfes kommt vielleicht erst nach der Ueberwindung des Alkohols. Vielleicht müssen wir auch erst lernen, keine Menschen mehr zu töten, bevor wir dazu fortschreiten, auch keine Tiermörder zu Ernährungszwecken mehr zu sein. Allerdings ist umgekehrt auch sicher, dass die Einsicht in das Unrecht dieses Tiermordes die, welche sich ihr jetzt schon erschliessen, zu Antimilitaristen macht. Der Vegetarismus ist naturgemäss Bundesgenosse des Antimilitarismus.

Die Abscheulichkeit des Tiertötens — es gibt eine eindringliche kleine Schrift von Magnus Schwantje darüber — ist vielleicht der entscheidendste Grund für den Verzicht auf Fleischnahrung. Diese Abscheulichkeit ist gross, auch in den modernsten Schlachthäusern. Schon der Transport der Tiere zu den Schlachthäusern, dann ihr Eintritt in die mit Blutgeruch erfüllte Luft derselben ist für sie qualvoll.

Wenn alle die, welche für sich selbst oder ihre Söhne den Metzgerberuf weit von sich weisen würden, auch keinen andern Menschen zumuteten, dieses Handwerk für sie auszuüben, dann wäre, jedenfalls wenigstens in den sogenannten gebildeten Kreisen, die Zahl der Fleischesser minim. Auch Tierfreunde, wie der Verfasser der wundervollen Tiergeschichten „Unter Tieren", kommen von ihrer Tierliebe ohne weiteres zum Fleischverzicht. Man lese im II. Band die Franziskanergeschichte: „Der Weg in die Wildnis."

Eine unerlässliche Bedingung des Vegetarismus ist für mich, dass er das Leben vereinfacht und verbilligt, die Hausfrau und den Haushalt entlastet, nicht belastet. Dem steht einzig die falsche Meinung im Wege, die Fleischesser oft haben, dass man bei Verzicht auf Fleisch für diese „Kraftnahrung" Ersatz durch besondere andere Kochkünste brauche.

---

[1]) Die Schrift von Bietenholz: „Die Siedelung" (erschienen als eine der „Flugschriften der Quelle" im Rotapfel-Verlag) sei bei diesem Anlass wieder in Erinnerung gebracht und warm empfohlen. Sie ist keineswegs veraltet, im Gegenteil, sie weist vorwärts in kommende Zeiten und ist von grossem Reichtum.